

Die Mittelkandeleute. — Der Buchhalter. — Die Arztenswitwe. — Die Hofratsstochter.

Als ihr Gatte noch lebte, hatte sie eine hübsche Wohnung von vier Zimmern, zwei Dienstmädchen, elegante Kleider, Besuche das Theater und ging im Sommer aufs Land; bis der Krieg kam und ihr Mann an einer Infektion starb, die er sich im Spital zugezogen hatte. Sie mußte mit ihrem siebenjährigen Knaben und dem fünfjährigen Mädchen vor der russischen Revolution aus Lemberg flüchten. In Wien mietete sie für sich und die Kinder ein wüßlerisches Zimmer, kochte, nähte, stichte und wusch für alle drei, darbot und hungerie, schränkte sich auf jede Weise ein und mußte trotzdem mit Entlohnungen leben, wie ihr Kapital, im Frieden eine ganz hübsche Summe, unter der stetig wachsenden Leuerung wie Schnee vor der Sonne dahin-schmolz. 150 Kronen monatlich zahlte ihr die Spitalverwaltung als Pension und Erzie-hungsbeitrag zugleich, eine Summe, von der sie auch im Frieden nicht einmal allein hätte leben können und die von Monat zu Monat weniger bedeu-tete. Sie verkaufte ein Wertpapier nach dem anderen, dann kamen ihr Schmutz und ihre Kleider an die Reihe; endlich verkaufte sie ihre Wohnungseinrichtung in Lemberg.

Nur den Kampf ums Dasein brachte sie nichts mit als ein bißchen Klavier und Fran-zösisch, die Kenntnisse der höheren Mädchenschule und einen schwachen, verwöhnten Körper. Sie wurde Pflegerin beim Roten Kreuz, und seither lebte sie dieses Leben eines gehetzten Tieres, ohne Ausspannung und Erholung; um 6 Uhr früh mit der Tramway ins Spital, bis 6 Uhr abends schwerer Dienst; dann in größter Eile nach Hause, um den halbverhungerten Kindern das Nachtmahl zu kochen. Dann fällt sie tod-

müde ins Bett, einen Tag wie den anderen, nie satt, nie ausgeruht, immer voll Angst und Sorge vor dem Verlust ihrer Stellung oder einer anderen Verfallminderung ihres Lohes. Das Mittagsessen nehmen die Kinder in der Kriegsküche; die Einkäufe und das damit ver-bundene Anstellen besorgt der Knabe, der hierbei und Erbschwandeln von Lebensmitteln über die bewirkte Menge hinaus entweicht. Die Arbeit im Hause machte schlecht und recht das kleine Mädchen, das ja inwischen bereits sieben Jahre alt geworden ist. Sie ist sehr brav und ver-ständig; der Fuß hingegen macht der Mutter Sorge, weil er sich so viel auf der Gasse herum-treibt und schlechte Manieren und verdorbene Anschauungen nach Hause bringt. Beide Ge-schwister haben blasse, spitze Gesichter mit dem alt-fingigen, frühreifen Ausdruck der Proletarierkinder.

Jeden zweiten Sonntag hat die junge Frau einen Nachmittags frei, und diese Zeit benützt sie, um die schauerlich verwahrloste Wohnung (denn die kleine ist, wie gesagt, sehr brav, aber eben doch nur ein Kind) ein wenig auf gleich zu bringen oder die allerdingendsten Reparaturen an den Resten ihrer Garderobe und Wäsche vorzunehmen. Manchmal, wenn sie von dieser Beschäftigung aufsteht, streift ihr Blick ein paar Gegenstände, die sie aus dem Schiffbruch gerettet hat und die sich in ihrer armseligen Umgebung höchst sonderbar ausnehmen: einen japanischen Korobent, den sie selbst mit großer Kunst geknüpft hat, eine silberne Fuderdoile, ein schönes, altes Kind, von der sie sich nicht trennen kann, und drei Photographien. Auf der einen lächelt sie als glückliche Frau an der Seite ihres Verlobten, dem Reichsruher entgegengesetzt, elegant, ignorant, sorglos und lebensfröh; das andere Bild zeigt sie als Mutter mit zwei dau-erhaften, lachenden Kindern; auf dem Schloß

hält sie das kleine Mädchen im weissen gestickten Kleidchen; der Knabe in einem dunklen Samit-anzug mit einem großen Spitzenträger steht an sie geschmiegt. Und noch eine kleine Photo-graphie, eine Amateuraufnahme; ein sommer-licher Garten, im Vordergrund ein feistlich ge-deckter Tisch, um diesen Tisch herum eine Gruppe zufriedener und heiter aussehender Menschen: ihre Eltern und ein paar gute Be-kannte aus ihrer Kindheit, im kurzen Kleid und mit hängenden Zöpfen, sie selbst und ihre kleinen Geschwister. Ihr Blick gleitet über diese Andenken ans Lagen einkörper bürgerlicher Wohlhabenheit, und ihre Augen füllen sich mit Tränen. Wie wird sich die Zukunft gestalten, was wird das Schicksal ihrer armen Kinder sein? Werden sie immer in diesem Elend bleiben, werden sie niemals das Leben lernen lernen, in dem sie selbst groß geworden ist?

„Büroarbeit ist heute einen Schmarren wert,“ sagte gestern der junge Buchhalter in unierer Absteigerung, dessen Mutter einen stillen, unforgelionierten Handel mit allerlei unentbehrlichen Bedarfsartikeln treibt. „Bei aller Plage verdient man nicht einmal das Essen; man kann den ganzen Tag schlafen und muß immer noch seinen Eltern auf der Tasche sitzen. Das einzige, wovon unseries halbwegs leben kann, ist noch — der Handel. Was glauben Sie, was meine Mama gestern an ein paar Wäsegarnituren und einem Bekrager verdient hat? — Tau-send Kronen! In einer Stunde hat sie tausend Kronen verdient. Das ist gerade mein halbes Sabresgehalt. Dafür muß man da ein halbes Jahr sitzen und schmitten und sich antöden lassen, wie es heute bei keinem Dienstboten möglich ist — und ein anderes verdient das in einer Stunde, im Handumdrehen —, ich komme mit so dumm vor...“

Vor dem Krieg lebten beide, sie und ihre Mutter, in einer gewissen Behaglichkeit, dann kam inuenseite die Beramurra. Zunächst entließ man das Dienstmädchen und nahm eine Bedienerin auf, verzichtete auf den Sommerau-enthalt und legte sich andere Vergnügen, schaffte keine neuen Kleider und Wäsche an und ab wochenlang kein Fleisch. Dann kündigte man auch der Bedienerin, und die Mutter mußte alle Arbeit selbst, man hungerte noch mehr, und das Mädchen, eine Stenotypistin in einer staatlichen Anstalt, nahm mehrere Lebensbefähigungen an und arbeitete eine Zeit hindurch vierzehn Stun-den täglich, um das Geld für die notwendigen Lebensmittel beschaffen zu können. Da erkrankte sie an einem Lungentumor und mußte sich Monate hindurch von jeder Arbeit fernhalten. Da gerade kein Platz in Aland frei war und die Verhältnisse einen langen, kostspieligen Sana-torium nicht gestatteten, kurierte sie sich, so gut es ging, zu Hause, konnte aber nicht mehr daran denken, sich wieder so abzurufen wie früher. Da eröffnete sich ihr eine Rettung, die einzige Möglichkeit, sich satt zu essen, ohne sich durch Ueberarbeit zugrunde zu richten; durch ein Zeitungsinstitut fand sie eine Nebenbeschäf-tigung als Kinderfräulein für die Nachmittage bei der Familie eines reichgewordenen Delika-tesenhändlers, dem die „Staatsbeamtin“ und Hofratsstochter imponierte. Dort erhält sie fünfzig Kronen monatlich, eine gute Summe und ein reichliches Nachtmahl, auch steht sie sehr gut mit der Köchin, die ihr oft einen Extrabissen zu kommen läßt. Seither blüht sie förmlich auf, sie hat rote Wangen und anzogene Augen beson-nen und auch einige Sillo zugenommen. Nichts trübt ihr Glück als die Lodesangst, plötzlich ihre Stellung und das damit verbundene paradies-sische Leben zu verlieren. Freilich — der seltsame Herr Hofrat dürfte von all dem nichts wissen...